

umkraut von Hurraus aus tausend Kesseln, beargiß von hundert sich ihm entgegenstehenden Händen, einer Anpflanzung von Schokolade nahe, als die Reaktion nach der Anpflanzung aller Kräfte sich selbst machte, und nun glitt er langsam vom Brette. Im Triumph wollte man ihn davonführen zur Erleuchtung der unerlässlichen Formalitäten; Vorehren und Cognac barsten seiner, der letztere oft unerlässlich, um die ersten gut überleben zu können, willenslos war er geneigt, alles über sich ergehen zu lassen, sich allem, was man mit ihm vorhatte, gefügig zu zeigen, nur eine selbständige Handlung wollte er noch begehren und er that's. Er sah sich von seiner „Marzia“ trennen, beugte er sich zu ihr hinab und küßte sie. Und die es sah, freuten sich dessen. Es war kein Kuß bittend von irgend einer materiellen Erwägung, denn noch hielt es dahin, ob Oberkellnerin von Millos nicht von später abgerichteten Offizieren überholt werden wird. Er war in diesem Moment der Abspannung vielmehr ein deutlicher Beweis dafür, daß es noch Romantik in der Welt giebt und daß die treue Anhänglichkeit, die Noß und Reiter für einander haben sollen, in der Wirklichkeit thatsächlich oft vorhanden sind. Im Circus giebt es manchmal lustige Szenen, in denen der Clown sein Pferd küßt, die Galerie jubelt und hält es für einen guten Witz. Sie ahnt nicht, daß der Reitknecht, der sein ganzes Leben unter Weiden antrug, diesen Kuß der Ehrlichkeit abgelaufen hat. Ein edles Pferd ist ein flüchtiges Thier und von Millos' „Marzia“ hat in dem Augenblick des Abschiedes, als ein pommerischer Gardebrigadier es zur ersten Mal nach langen drei Tagen geführt, sicherlich unwillkürlich gefühlt, daß ihr mit jenem Kuße eine besondere Anerkennung, ein besonderer Dank ausgedrückt werden sollte. Nach seinem Weigern läßt Herr von Millos darauf schließen, daß er auch dem langen im Eingange erwähnten Reiter der Küsse sich für den täglichen Gebrauch wohl anderweitig unkenbar würde. Dennoch ehrt auch ihn dieser Kuß. Er bewußt, daß er nicht allein Ausdauer besitzt, sondern auch Dankbarkeit, und daß er bei dieser Gelegenheit, vor aller Welt in nicht aufzuwerthender Weise zu erklären, daß die Hälfte seines Ruhmes dem treuen Thiere gebührt, das ihn getragen.

100 Mark. In der jüngeren Wochenchrift „Hundepost und Jagd“ proponirt kürzlich Herr Staats von Waquant-Gezelle ein Preisräthsel, das zwar keinen so grautigen Reizfall wie der jüngst erdohene „Botaniker Spiel“ zur Folge hatte, dafür aber noch seinen Abschluß vor Gericht haben dürfte. Das Räthsel lautet: In jeder der nachfolgenden 11 Weisen wird ein in Deutschland einheimisches Thier gewissermaßen charakterirt. Die Anfangsbuchstaben der verschiedenen Thiere, von oben nach unten gelesen, ergeben die Lösung. Wer richtig rät, erhält 100 Mark.

1. Ich schäme ungemein dem Landvögel und der Jagd!
2. Durch mich wird Nr. 1 gar oft vor's Bißtr gebracht.
3. Bei Nacht flieg ich umher, — die Vögelern nur bei Tage.
4. Auch ich saß nur bei Nacht mich an dem Saue woge.
5. Ich habe manchmal Feind im Kampf den Tod gebracht.
6. Sieht du mich, Waldgeistell: — sojort das Herz dir locht!
7. Als großes Flugwid treueh ich durch das Land.
8. An arger Wurdbegeir ist feines mir vermandt.
9. Ich werd' von Alters her teils „föniglich“ genant.
10. Am Galgen und am Rad, da hielt ich gern mich an.
11. Ich rette vor dem Stuhm mich oft durch Fiß-Bad-Bad.

In der nachfolgenden Nummer ergäbte die Redaktion von einer Anzahl „Meinungen“, mehrere Leser drückten „Sunderbrenn“, einer „Sunderpost“, einer — „Mit Bismard“ heraus, während, wie das Räthsel betrug, der richtig Rathende „hundert Mark“ erhalten mußte, und zwar durch den Anfangsbuchstaben der zu rathenden Worte: Dabst, Uhu, Nachtschwalbe, Dachs, Eber, Reh, Trappe, Warber, Adler, Wabe, Kaninchen. Ein „beller“ Bekirner hatte den Hf gewittert und sandte folgende löpftliche Lösung ein:

Verehrtester Herr Staats von Waquant-Gezelle, Ihr Räthsel scheint ein Hst mit nur und nichts Nelles. Mit Dabst, Uhu, Nachtschwalb, Dachs, Eber, Reh, Trapp, Dänt mit, mach! Er nur saulen Wß und wachen Waldmann nart Gr.

Es fehlt zu hundert Mark noch Adler, Rab, Kanin. Ein Nummer fah d'ant ein, doch feiner aus Berlin! Das Heile ist indeß, daß ein Reiterjäger, der richtig errathen hatte, sich mit der „Ezerlösung“ nicht zufrieden geben will und thatsächlich schon durch seinen Ansat an den Verleger des „Hundepost“ mit kategorischem Schreiben die ausgelieferten 100 Mark haar in Reichsmarkung fordert. Das Amtsgericht München I wird also in kürzester Zeit kein Urtheil abzugeben haben.

„Choucroute-mann!“ („Sauertrautmann“), so nennt der Franzose den Deutschen, denn er meint, daß wir dabeiin fast nur von Sauertraut und Stüdeln leben. Doch haben wir — so schreibt ein pariser Berichterstatter — nirgend so viel Sauertraut essen

sehen wie in Frankreich, insbesondere in Paris, wo die Choucroute garnie — die Garnitur besteht aus je einem papiergebundenen Scheibchen Schinken und Burel — das beliebteste Essen in den Bierwirtschaften und Restaurants ist. Man bestelt das Nachtisch zwischen 12 und 1 Uhr, wenn man aus dem Theater kommt, um sich die nötige Beistühler zu geben. Frankreich kann seinen Bedarf an Weistohl bei weitem nicht selber decken. Man hat dies neuerdings gemerkt, als wegen der Cholera die Einfuhr der Flach auf dem Boden wachsenden Gemüße und Früchte aus Deutschland, Belgien und Rußland verboten wurde: der Preis des Doppelcentners Kohlstohl stieg von 7 auf 15 Franken. Eine Stammverleihen der Sauertrautgebirger und Händler, sowie der Bierwirtschaften ist daher aus Mitleidern ergangen, wo der Director des Gesundheitsamtes glücklicherweise noch ein Einsehen hatte. Die Einfuhr des Weistohls wird wegen der hervorgerufenen Rolle, welche dieses Gemüße bei der Volksernährung spielt, von den Choleraabregeln ausgenommen und wieder frei gegeben. Die Franzosen werden nach wie vor uns das Sauertraut wegessen und uns dennoch „Choucroute-mann“ betiteln.

Amerikanisches. Ich fand heute morgen früh auf — so plaudert „Wilhelm der Freifahrer“ in der „Köln. Zig.“, — bei sich in Chicago niedergelassen hat. Nichts regte sich in der Aueue als die Zeitungsträger, die von Haus zu Haus laufen, die Zeitungen mit rauchem Griff zusammenrollen und sie dann mit tüppem Burste auf die Bezende schleudern. Ich konnte nur davon denken, daß ich mich schon wieder in dem Dultenau aufgefunden, die Köchin — um des Himmels willen, nein — die junge Dame, die unsere kleine Wirthschaft besorgt. Ich grüßte heute früh unsere Wirth, wie immer, mit jener schünen Ghrüßung, die drüben bei Jhnen der Furscher des Hauses für die junge Baroness empfunden, die Tochter seiner Gebieterin. Dann fragte ich sie, was ich einkaufen solle. Sie brauchen nicht zu haben, ich male rings nach der Natur. Wer soll denn einkaufen? Meine Frau ist mit den Kindern noch auf dem Lande und kommt erst in einigen Tagen zurück. Wary würde zwar gehen, aber da bestime ich vor 9 Uhr keinen Bissen Frühstück. Sie weiß, was sie sich kaulbig ist, und geht nur in voller Toilette aus. Was sie vor dem Spiegel fertig ist, bis die Handkutsche angeludelt sind, bin ich längst verhungert. Ich gehe also selbst. Heute ist Sonnabend, da muß doppelt einkaufen werden, weil an Sonntagen alle Läden geschlossen sind. Ich muß daher meine Kofft tüchtig zusammennehmen, um alles zu Wary's Zufriedenheit auszuführen. Sie pflegt mich recht freundlich zu loben, wenn ich auf eingeauft habe! was wahr ist, ist wahr. Ich gehe also zum Fleischer, zum Bäcker, zum Spezereivarenhändler. Da ich zum Einkaufen freilich ein ganz hübsches Talent habe, mit aber die sichere Houtline fehlt, so kam ich doch im Zustande harter geistiger Spannung nach Hause. Aber Wary war zufrieden; ihr Weisfall belebte mich und stellte in etwa fünf Minuten meine geistige Spannkraft wieder her. Das liebe Weistohl hatte meine guten Willen in Rechnung gezogen und bei den Schmitzen, wie sie der Dilettant nie ganz verlernen lernt, ein Auge zugedrückt. Bald lassen wir am Tische, vor uns die lieblich gewürzten Koflettes und die Tassen mit dem duftenden Koffee. Ich legte ihr vor, vertheilt sich, und bewog sie, ein zweites Stück Melone zu nehmen. Es war bezauernd, wie hertzig sie auf meine etwas stinkigen Artigkeiten einging. Lachen Sie nicht, sage ich noch einmal. Was fange ich denn an, wenn Wary mich verlassen sollte? So, nun habe ich Sie einen Bild hinter die Rücken meine tüchtigen Dafeins thun lassen. Da sieht es sehr kurios aus, höre ich Sie sagen. Ich kann mir denken, daß Jhnen mein Verhältnis zu unserer Wary wie eine halb fönliche, halb unheimliche Sflawerei vorkommt. Da sind Sie aber, mit Verlaß zu sagen, auf dem Holzwege. Hier ist's eben gerade umgekehrt, wir drüben bei Jhnen. Das dort „Herrioh!“ ist, ihr hier Knecht, und umgekehrt. Das bringt die „Freiheit“ nur einmal so mit sich. Was mich persönlich anbelangt, so betrachte ich mich als ein Glücksfind, dem es gelungen ist, auf seine Herrin einen leidlich guten Eindruck zu machen, und ich weiß genau, was ich thue, wenn ich mir alle erdenkliche Mühe gebe, diesen Eindruck zu erhalten. Das geht so weit, daß ich, wenn ich zur Abendessung ein wenig Glaser biete, nie das Instrument verlaße, ohne ein gewisses Stück gepulvert zu haben, für welches Wary eine große Vorliebe hat. Um solche Verhältnisse zu vermeiden, muß man eben selbst Sklave gewesen sein und vielfach mit Kristallnen Umgang gehabt haben. Hier ein lehrreiches Beispiel. Zu meiner Chicagoer Bekanntschaft gehört ein ehrwürdiger Herr in den Sechzigern, der Ueberdauern eines großen Blattes. „Wissen Sie vielleicht“, fragte er mich eines Tages, „wo sich die Redaktion des hiesigen städtischen Tageblattes befindet?“ Chicago hat nämlich Tagesblätter in weitgehender einem halben Duzend von Sprachen. „Ich mußte nicht, daß Sie städtisch seien“, sagte ich. „Das thut ich auch nicht“, sagte der wackere Alte, „aber ich habe ein böhmisches Dienstmädchen und für das möchte ich auf das Blatt abonniren. Es wird sich freuen.“

Entrico versuchte vergeblich, den Laubstoch zu umstimmen. Herr Faber blies die Baden auf, schmunzelte beglücklich, hätschelte und tätschelte den jungen Rispori, schenkte ihm ein Glas nach dem anderen ein; aber einem Darlehn durfte nicht die Rede sein; es kamen nicht einmal die Prozente in Frage. „Mit solchen Darlehn ist nichts geschafft. Sie müssen heirathen, Rispori. Ein junger, schöner Herr . . . hat die Welt gesehen . . . fängt sich rauh solch ein Goldfischchen ein. Ich habe, leider, kein Tochterchen . . . nur einen Sohn, den ich aufs Meer schicken mußte, weil er auf dem Lande nichts taugte. Meine Selige hat es nicht für gut befunden, mir ein Exemplar ihrer Schönheit in verjüngtem Maßstabe zu hinterlassen. Sonst . . . Herr Rispori . . . stoßen Sie an! Sie wären mein Mann und Sie würden nicht schlecht dabei fahren. Mein Häuser hab' ich drüben in der Ringstraße . . . und diese Villa . . . haben ich das Treppenhans von einem Künstler malen lassen . . . einem wirklichen Professor, der horrend berühmt ist und horrend theuer war. Es ist ein olympisches Frauenzimmer mit dabei . . . ohne Toilette; doch ich habe mir ausgedenkt, daß sie mir in ihrem einsachen Naturzustand mehr kostet, als manchen Millionen die Balltoilette meiner Frau. Und zwei gemalte Pferde . . . ich fomme mir dafür eine schöne Cuirasse halten. Sie sehen, ich hab's, wenn ich so Tausende an die Hände stecken lasse; und wie gesagt, Sie erbsien meine Tochter; dann könnten Sie Ihrem Herrn Papa selbst ein Darlehn geben, es wäre zwar ein schlechtes Geschäft, aber viel Rükstehel! Und das hat etwas Rükstehel! Von mir aber war's dummt, nicht rührend! Und eine Tochter hab' ich auch nicht! So gehen Sie ganz mit leeren Händen von mir; doch ich kann's nicht ändern!“

Entrico hatte nicht große Lust, die Herzensergüsse des angeheiratheten Rentiers weiter mitanzuhören; er griff nach seinem Hut, mußte sich aber vorher noch das Treppenhans mit den theuren Wandmalereien ansehen, und die Säulen mit den tortinischen „Kapitalien“, wie Herr Faber sich auszudrücken pflegte, die er das Freie genant und in trischer Luft über das Spbaritenthum der Glückseliger nachdenken konnte, denen der Anfall blindlings seine Schäge in den Schoß warf.

Von dem Rentier Faber hätte er dennoch das Darlehn am liebsten erhalten. Abraham war ihm verhasst wegen seiner hohen Projekte und gegen die Tante Locca, zu welcher er nach dem Wunsche des Vaters sich zuerst hätte begeben sollen, hatte er einige Hille, aber trotzdem doch recht lebhaftes Einmündungen.

Sein Weg führte ihn jetzt in die engsten Straßen der inneren Stadt. Hier gab es keine Spiegelhäuser, keine großen Ladenfenster; kleiner Kram war an den Fenstern ausgefleßt und irgend ein Schild mit oft unlesbaren Lettern kündigte den Ladendambler an . . . Hier waren die Kaufleute vollgepöfzt mit alten Möbeln, Nooco-Kommoden, besaufenen Wandspiegeln und allem erdenklichen Kleinram . . . und in einen solchen Laden trat Entrico ein, zwangte sich zwischen Sophas und Schränken durch und gelangte bis zu einem Schreibpult, das auch bei Tag durch ein darüber hängendes Vampchen erleuchtet wurde. Dort saß eine ältere Dame, in ein scheidend buntes Kleid gehüllt, außerdem noch ein rothes Kopfkuch über dem grauen Scheitel; ein Paar rabenschwarze Augen guckten unter den grauen Augenbraunen hervor und belebten das vordernarbige Gesicht, das sonst so aschgrau todt sich von dem flammend rothen Tuch abhob.

„Mein Mann ist ausgegangen“, sagte sie zu Rispori, „doch er kehrt bald zurück. Wenn Sie inzwischen Platz nehmen wollen . . . hier der alte Federhuhl hält am festesten; diesen Großvaterhuhl mit den Alerkauen könnte ich Jhnen weniger empfehlen; er ist vor kurzem aufgelaufen worden und muß noch restaurirt werden. Doch auch dort auf der kleinen

Unterhaltungsblatt der Saale-Beitung.

Nr. 235. Halle a. d. S., Freitag den 7. Oktober 1892.

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottschall.

Causeuse werden Sie gut sitzen; es ist ein niebliches Doubotritück und es ist darauf gewiß schon viel geplaudert worden. Und ein kleines Plauderortelstümpchen müssen Sie mir jetzt auch schenken.“

Es lag etwas wie Kofetterie in diesen Worten und den Worten der Frau; denn ein spätommerliches Rächeln schwebte um ihre Lippen, als sie den schönen Herrn einlad zu einem Stelldichein in diesem aus hundert Doubotris zusammengestellten Möbelkag. Es war Frau Abraham, die Geschäftsinhaberin, eine Dame, von deren Vergangenheit man viel sprach, aber wenig wußte. Böse Jungen behaupteten, daß sie durch die ganze Welt herumgezogen sei als eine Art von Zigeunerin und Kartenlegerin und in ihrer Jugend manches Abenteuer erlebt habe, ja daß sie noch jetzt zu voller Geheimesse stecke, wie ihre Kleider und Decken voll Wotten und ihre Möbel voll Staub. Immer glaubte man, daß sie ihre Hand im Spiele hatte, wo etwas Ungewöhnliches sich zutrug, ein Entführung, ein Selbstmord . . . und doch saß sie Tag für Tag hier in ihrem Versteck bei dem Schein ihres ewigen Kampfes, eingeschüllt in ihre Tücher wie eine Puppe in ihr Gespinnst, und wenn sie einmal als Zeugin in die Gerichtsstube wandern mußte, so wußte sie nichts auszusagen, und niemand konnte ihr beweisen, daß sie mehr wußte, als sie zu berichten für nöthig hielt.

Frau Abraham . . . es klang so altbildlich, so moiaisch . . . und das war ein kleines Herzeleid für sie und auch den Gatten; denn beide waren gute Christen; schon der Vater und der Großvater waren es gewesen, und es war nicht nachzuweisen, wann und wo die Linie der Abraham aufgehört hatte, ihrer Herkunft von dem mesopotamischen Stammater trau zu bleiben. Frau Abraham war aber eine Kroatin oder Slavonin; sie kamnte aus den österreichischen Kronländern und man konnte wohl glauben, daß sie eher aus Hombfand von den Zigeunern, als aus Palästina den den Juden kamnte. Zuerst mußte Entrico, nachdem er es sich im Ueberfluh möglich bequeme gemacht, einiges von Nordamerika erzählen, obgleich sich Frau Abraham für ein Land ohne Vergangenheit und ohne Noocoemöbel wenig interessirte; dann lenkte sie das Gespräch auf ein in Ofen und Westen des Atlantischen Oceans gleich beliebtes Thema, und zum zweiten Male teute es Entrico in die Ohren; „Sie müssen heirathen, Herr Rispori!“ Und das Recept blieb nicht ohne die Gebrauchsanweisung.

„Liebste Frau Abraham . . . Sie kommen mir vor wie der General im Kriegsrath, der mit dem Finger auf der Karte die Festungen erobert. Ich bin kein Gärar, welcher da kommt, sieht und siegt. Einmal müßte ich erst mein Herz verloren haben, ehe ich ein anderes gewinnen könnte — und ich halte mein Herz gut verwardt und verliere es nicht so leicht an irgend eine reiche Erbin. Dann aber müßten die Mädchen und ihre Familien doch auch mitsprechen —, das können Sie ihnen einmal nicht wehren und nicht jede Julie verliert sich Knall und Fall in irgend einen Romeo, der über die Gartenmauer steigt. Und was Sie mir überhaupt dabei helfen könnten . . .“

„Nun, nun, es ist doch nicht das erste Mal“, fiel ihm Frau Abraham ins Wort, „freilich tapp ich nicht ins Blinde, sondern wenn ich helfen soll, den ich ich mir zuvor genau an. Mit Jhnen hat's keine Noth, Herr Rispori . . . junge Leute, die sich so durch ihr Keufere empfehlen, haben schon genommene Spiel. Herzen kann ich freilich nicht erobert helfen, das muß vorausgegangen sein, ehe ich mich ins Mittel lege. Doch dann — wenn sich Hindernisse entgegenstellen, wenn die Liebenden gewaltsam von einander getrennt werden, wenn widerpenstige Eltern ihre Einwilligung verweigern — dann steh'

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



ich bei mit Rath und That, vermittelt Zusammenkünfte. Herr-
berzige Väter lassen sich zwingen. Die Ehre der Töchter
und mit den Entschimmern ist es doch selten Ernst. In der
Regel bleibt's bei der Droschung. Da hab' ich genug Erfah-
rungen gemacht, die in meine Bücher eingetragen sind."
Frau Abraham sagte das mit höchstem Selbstgefühl.
"Es wundert mich nur", entgegnete Enrico, "daß Sie bei Ihren
Hebentanten nicht öfter mit den Gesetzen in Konflikt gerathen
sind."
"Ich thue nichts Ungeheures. Ich kenne die Paragraphen
und weiß mich danach zu richten. Doch Sie brauchen ja nicht
weit zu gehen. Herr Rispoli, um an die rechte Thür zu
helfen. Da ist ja Ihre Tante, Frau Locca, sie ist reich
und hat eine schöne Tochter Nora!"
"Ich habe sie seit meiner Rückkehr noch nicht gesehen."
"Sie ist schlank, groß, hat edle Äuge. . . das wissen Sie ja
von früher her, aber das ist alles jetzt besser, schöner ge-
worden. Ich bin sehr uneigennützig, wenn ich Ihnen dies Mädchen
empfehle; denn es fällt nichts dabei für mich. Sie haben
Zugriff als Vetter! Sollte aber die Wittwe Locca Schwieger-
leuten machen. . . es kommt ja auch bei Vettern und Verwand-
ten dergleichen vor, so bin ich vielleicht doch nicht überflüssig."
dann lud die Stiebtenden auf Heimlichkeiten angewiesen. . .
und das gehört in mein Reich."
"Best ließen sich schwere Schritte hören; es murmelte unter
den Möbeln. . . sie wurden unfaßbar beiseite geschoben, wo sie
im Wege standen. Der Hausherr brach sich Bahn durch sein
zusammengeschobenes Festgitter. Herr Abraham grüßte Ris-
poli mit einer gewissen Herablassung, und als er erfuhr, daß
dieser ein Anliegen an ihn habe, wies er ihn in sein Kabinett,
das durch eine Tapetenthür von dem Waarenlager ge-
trennt war.
Abraham hatte nichts von einem Schloß. Er war von
stättlicher Gestalt und hatte eine vornehme Art, sich zu geben.
Er trug die christlichen Eltern und Großeltern. Sein
Haar und Bart waren noch dunkel, seine Wangen etwas ge-
röthet; und er entsprach er in keiner Weise dem Bilde, welches
man sich von einem Wucherer zu machen pflegt, der sein
Gewerbe hinter dem Schader mit altem, verlaubtem Kram
versetzt. Und doch war er ein Wucherer. . . und Enrico
konnte bei den Verhandlungen die Hand merken, welche ge-
wohnt war, ihren Opfern die Kette zu umschmieren. Er prüfte
die Abschriften des Hypothekenbuchs, die gerichtlich, die land-
schaftliche Taxe und sagte dann, herablassend wie ein
Minister, der einem Schützbesessenen einen Beweis seiner
Gnade giebt:
"Das sieht noch leidlich aus, wenn nur nicht dem alles ver-
schlingenden Drachen da oben ein Stall gebaut wäre. . . ich
meine, das Laboratorium. Es bleibt ein Wagniß. . . die
Stelle ist hoch. . . die Summe ist bedeutend."
Dabei schnippte er mit dem Finger und rügte auf dem
Dreschfelld und her, auf den er sich niedergelassen. Nach-
dem er so in der Aufregung seiner Würde einiges vergeblich
sah, er dieselbe wieder, indem er mit bestimmtem Ton und
mit einer gewissen Feierlichkeit seine Bedingungen diktirte.

Die erste Gesellschaft.

Summernote von Paul Blth.

Die Flügelthüren werden geöffnet. Die Gäste werden von der
gnädigen Frau hereingeführt. Allgemeine Begrüßung.
Der Kanzleirath entschuldigt sich. Er macht Wädlinge, er spricht
zu viel, er lacht zu viel, er schüttelt zu oft und zu häufig die ihm
dargebotenen Hände.
Gutgeheiß! Die gnädige Frau bemerkt alles.
Andere Gäste kommen. Diefelben Szenen von neuem. Endlich
kommt man zu Tisch gehen.
Katholisch hat man sofort bemerkt, daß der Brud des Kanzlei-
raths nach Wottentüber riedt. Man lächelt zuerst, kühnt es
dann weiter, von Mund zu Mund geht es. — endlich wissen es
alle! Und man lächelt heimlich und auch offen. Man bemitleidet
den armen Mann der energischen Frau. Wie unbesonnen er sich
anstellte.
Der Kanzleirath aber merkt nichts von alledem, er ist jetzt schon
ein bißchen heimlich unter den Gästen, er fühlt sich. Zwar macht
er keine Umstände, er spricht immer gerade heraus, wie's ihm
am Herz ist. Und man belächelt ihn immer nur. — Der arme,
alte Mann.
Die Mahlzeit beginnt. Man hat die Gläser gefüllt. Die Suppe
wird herangerichtet. Alles geht gut.

"Dreißigtausend Mark. Schreiben wir vierzigtausend. . .
dann will ich die Dreißig zahlen und mich mit fünf Prozent
begnügen."
"Das wäre unerhört," rief Enrico aus.
"Unerhört? Da kennen Sie die Geschäfte nicht. Es bleibt
immer noch unklar, eine Gefälligkeit."
"Das ist Wucher, Herr Abraham!"
"Keineswegs! Der Wucher betrifft nur die Zinsen. Die
Verhandlungen über das Kapital bleiben davon unberührt."
"Und das ist Ihr letztes Wort?"
"Mein letztes! Mag der Herr Vater sehen, wo er das
Geld aufreibt für seine Heiratliche. Er macht wohl Gold,
der Herr Papa! Nun, wenn's fertig ist, werde ich mich bei
ihm melden."
Enrico schlug höhere Procente vor, doch vergebens. . . un-
verrichteter Sache mußte er die Höhle des Geldmannes ver-
lassen.
Es blieb ihm jetzt nichts übrig als der Gang zu der Tante,
zu dem er sich schweren Herzens entschloß. Er wußte, daß sie
bereits eine ansehnliche Hypothek auf dem Grundbesitz des
Vaters hatte; eine neue Hypothek würde sie für Haupt-
gläubigerin machen und eine immerhin gefährliche Macht in
ihre Hand legen. Und der Grund, warum er das fürchte,
hieß Nora. Dies Mädchen hatte zu ihm von Kindheit her
eine warme Neigung gehabt; er hatte dieselbe nicht erwidert,
wenn er auch immer auf freundschaftlichem Fuß mit ihr gestanden.
Sie war ihm stets als ein Mädchen von gewinnender Schön-
heit erschienen; aber eigenwillig und eigenmächtig in ihrem
Weien, wie auch die eigentümlich und rüchhaltlos durchgreifende
und zugreifende Frau geistreich war. Sein Herz aber gehörte
der lieblichen Marie, wie bedrücklich für ihn, wenn sich der
Vater in die Gewalt der reichen Dame begab! Welche Ver-
wicklungen waren da möglich, welche Anordnungen
konnten einmal an den Sohn gestellt werden! Er sah vor-
abend seines Hauses Fall und eine Rettung, bei der er und
seine Liebe das Opfer wäre. Und doch, der Gang zu Frau
Locca war jetzt unermesslich geworden. Bald stand er vor
dem stattlichen Wohnhause mit den beiden hochfenstrigen Stod-
werken, das ohne den ausdrücklichen Krant der faher'schen
Villa einen geschmackvollen und vornehmen Eindruck machte.
Ein Livreebedienter führte ihn in den Empfangsalon, welcher
mit Gobelins geschmückt war, die den Marthusbild in Vorder-
darstellten. Daneben war ein traumliches Beiborn, mit den
prächtigsten südlischen Blumen, die über der Canopie eine
duftige Laube bildeten. Enrico kamte Salon und Bourbon; er
war oft genug ein Gast der Frau Locca gewesen; und was
ihm da auf der Canapie schon Nora als Heines Mädchen ins
Ohr geflüstert, das waren schalfhafte Redereien der kleinen
Cousine, in denen eine nicht verheiratete, sondern offenberzige
Zuneigung sich ausdrückte. Sollte diese vielleicht in den Jahren
einer Abwesenheit gewachsen sein? Doch nein, ein so schönes
und reiches Mädchen hatte gewiß zahlreiche Bewerber gefunden
und ein liebebedürftiges Herz verrieth ja schon das halb-
wüchsiges Kind. (Fortf. folgt.)

Die Kanzleiräthin plakt belach vor Busch. Sie möchte ihm
einen Hint geben, aber er sitzt zu weit drüben. Der letzte Gang
wird servirt. Dann soll das Eis kommen.
Die Gesellschaft ist in der besten Laune. Die Unterhaltung
wird laut, fröhliches Lachen schallt durch den Raum. Der
Kanzleirath wird immer zärtlicher. Zum Glück ist die Dame
neben ihm einfachsvoll genug, seinen Zustand zu erkennen. Er
hat ein hochtrabendes Gesicht, die Augen glänzen, — er möchte
die ganze Welt umarmen. Besonders die Hausfrau ab-
gerufen.
Er hat es gemerkt, hat auch den Blick gesehen, den sie ihm
geworfen hat, — er wird sich mägen, ja, ja. Aber auch die
Gäste haben diesen vielgelagerten Blick gesehen.
Und wieder lächelt man leise, — armer Mann!
Die Kanzleiräthin kommt nicht wieder. Was brauchen nur
vorgehen ist. Er ahnt nichts Gutes.
Da wird auch er abgerufen.
Er entschuldigt sich. Einige schwerfällige Verbeugungen, —
man lächelt, — doch er geht.
Und draußen hat sich etwas Furchterliches ereignet.
Die gnädige Frau war in die Küche geeilt, — das Eis lief
auseinander. Himmel, Himmel! Was nun? Schelten, Töben,
Holen, — aber das Eis schmilzt weiter. Wie kann man nur
so unvorsichtig sein! Sie ist außer sich. Was nun? Was nun?
Sie ist ganz korylos im Augenblick, — o diese stielche
Form dieser schöne kunstvolle Bau, — und nun schwimmt
alles — bald, bald ist es ganz dahin! — Sie möchte toben vor
Buth.
Vor ihr steht die Platte mit den Eisstücken. Sie nimmt ein
Gedäch, ganz unwillkürlich, führt es an den Mund und beißt
hinein.
"Ach mein Gott! Was ist das?"
Sie wird starr, wird zur Wüdhäule, sie magt nicht zu atmen
vor Schreck.
Sie hat zu stark auf das Gedäch gebissen und — sich zwei
von den neu eingelegten Bähnen abgebrochen. — O mein Gott!
mein Gott!
Sie jammert entsetzlich. Doch schnell nimmt sie ein Tuch vor
den Mund, damit von den Dienboten feiner etwas merkt, und
dann eilt sie in ihr Zimmer.
"Aber gnädige Frau! — Das Eis! — Es schmilzt!"
"Was ist das?" — Die gnädige Frau ist fort. Sie hat ihren
Mann rufen lassen.
Und nun sitzt sie in ihrem Zimmer und hat die beiden schönen
theuren Bähne in der Hand.
"In Gold gelacht, — und doch abgebrochen — oh! oh!"
"Wenn es nur feiner gemerkt hat, — das wäre entsetzlich!"
Kein Mensch im Hause ahnt ja, daß sie eingelegte Bähne isst.
Und was nun? — Und die Gesellschaft?
Ach, ihre Freude ist dahin! Alles, alles ist aus!
Und das Eis? — Himmel! Himmel! Was soll daraus
werden?
Aber sie kann doch nicht hineingehen. — Sie tritt vor den
Spiegel. — Nein, um keinen Preis! Die fürchterliche Lücke, —
und gerade vorn. Nein, nein, sie läßt sich nicht mehr sehen.
Es flucht.
Ihr Gott, ist da.
Sie will ihn abweisen, er aber geht nicht. Er bittet, steht,
beschwört sie, — endlich öffnet sie. Er tritt ein. Sie stehen sich
gegenüber.
"Da sieht er die beiden Bähne auf dem Teller liegen."
"Was ist das?"
"Er sieht seine Frau an, starr und sprachlos — auch er hat's
nicht gewußt, daß sie eingelegte Bähnen isst. Und sie dreht das
Tuch an den Mund und ist wie versteinert da."
Er blickt sie an vor Mitleid, Mitleid.
Sie versteht ihn, — er nimmt also Antheil, er macht sich nicht
lustig über sie, — und sie nimmt das Tuch vom Munde und
zeigt ihm die breite Lücke.
"Oh! Oh! Andere Worte findet er nicht."
"Ach mein Gott, was soll ich bloß den Gästen sagen?"
Und er steht vor ihr, und wie er sie so da sitzen sieht, aber-
kommt ihm plötzlich, ganz plötzlich, hinterdies, heimlich eine
ganz niederträchtige boshafte Freude, — er kann doch nicht
doßir, — und auf einmal lacht er los, dröhnend, kräftig und ge-
wöhnlich, er kann sich nicht mehr halten, — er muß lachen, er
muß, — die Situation war zu komisch.
Sie aber fährt in die Höhe. Das hatte sie nicht vermuthet.
D, dieser brutale Mann! — aber warte du —!

Gute Zeitung.

"Ja solch ein Ruf, das ist ein Ruf", mit diesen Worten
endigt ein vornehmer Vortrag, der es sich zur Aufgabe
gemacht hat, das Räthen wissenschaftlich zu rubrizieren, in Coups-
und Unterabteilungen zu bringen und in seiner Reue den Ruf
der Rühne zu ermitteln und seinen Raum der Welt zu verfinden.

Und sie will auf ihn los.
Doch er hat sich noch in Einzelheit gerettet — Waff, die Thüre
steht zu. — Er ist draußen.
Und sie ruft im Zimmer umher und kann ihm nichts anhaben,
denn sie magt sich nicht heraus.
"Ich werde dich bei den Gästen entschuldigen," — er eilt in den
Salon zurück.
"Sie will ihm noch etwas anrufen, was er zu ihrer Ent-
schuldigung sagen könnte. Er aber hört nichts mehr. Er ist
schon fort.
Und die arme unglückliche gnädige Frau sinkt wieder zusammen
und weint und jammert vor Mergel und Buth.
Die Gäste bebauern außerordentlich, daß die Hebenswürdig-
e gnädige Frau so plötzlich unwohl geworden ist. Die Damen
wollen Hilfe leisten. Aber er muß bestens danken, — seine Frau
hätte schon Besinnung.
Die Gäste bebauern sie. Die Stimmung ist daßin.
Aber der Kanzleirath lacht heimlich, boshaft und schadenfroh,
— — — jetzt wird er sich rächen für all den Mergel, für all die
Aufregung, die ihm seine Frau bereitet hatte, jetzt endlich war
der geeignete Zeitpunkt da.
Der Wobindener tritt zu ihm und fragt ihn leise, was mit dem
Eis werden soll, es sei fast schon ganz geschmolzen. Der Kanzlei-
rath denkt einen Augenblick nach. — Diese boshafte Freude in ihm
wird immer härter, — plötzlich flüßert er dem Diener etwas zu.
Dieser sieht ihn an, als habe er nicht recht gehört.
Der Kanzleirath aber winkt und lächelt verständig. — „Ja, ja,
nur ja!“ Und der Diener geht.
Der letzte Gang ist servirt, jetzt soll noch Eis kommen.
Da bringen die Diener eine riesige Suppenkassette herein, diese
Teller und Woblöfel.
Ein Würmel geht durch die Gesellschaft. — Was ist das?
Eine Ueberrückung vielleicht?
Und der Kanzleirath lacht, immer leise und verstopfen, er kann
diele heimliche Freude kaum noch verbergen, — was sie wohl
dazu sagen werden?
Die Teller sind gemischt, man blickt neugierig auf die große
Schüssel.
Jetzt wird sie herumgereicht.
"Was ist denn das? Geruch von Vanille, und kalt!"
"Himmel! Das ist ja! — Aber nein, das ist doch nicht mög-
lich! Und doch! — Es ist Eis, geronnenes, geschmolzenes Eis,
das als Suppe servirt wird."
Eine ungeheure Heiterkeit bemächtigt sich der Gesellschaft.
Rautes, schallendes Gelächter erküllt den Raum. Kein Mensch
kann dabei ernst bleiben.
Und der Kanzleirath lacht mit, lacht, als ob er allein wäre, er
amüßirt sich am besten dabei.
Das Dinner ist zu Ende, die Tafel aufgehoben. Man steht auf.
Nunmer noch dieselbe schallende Heiterkeit. Der Kanzleirath sagt,
ob's geschmeckt habe. Neue Heiterkeit. Man verabschiedet. Ver-
trefflich! Und die Ueberrückung! Ganz ausgezeichnet! Höchst
originell!
Man zwingt sich, ernst zu bleiben, aber nur den Wenigsten ge-
lingt es.
Der Kaffee ist eingenommen, — Die Herren haben geraucht.
Noch einige gleichgültige Redensarten, Worten, Komplimente, —
dann bleibt man auf.
Der Zustand der armen gnädigen Frau fordert das.
Endlich sind sie fort. —
Herr und Frau Kanzleirath stehen vor dem verlassenen Schlaf-
stube. Sie fragt und er erzählt ihr alles. Als er zu Ende ist,
wirft sie ihm einen Blick zu, der ihn zu Boden schmettern soll.
Wie ein Wobelwind fährt sie in die Höhe, an ihm vorbei und
zur Thür hinaus.
"So laße mich scheiden."
Er blickt ihr nach, krumm resignirt und auch die Achseln. Dann
nimmt er Hut und Stock und geht in den Klub.
Mit dieser ersten Gesellschaft liegen sie's bewenden. Sie hätten
sich unmöglich gemacht.
Acht Tage später bereithen sie, irgend wohnen, ganz gleich, —
nur fort, fort aus der Heiden, damit man keinem der Gäste
mehr begegnen, nicht mehr diese verstopfene Räthen der Heber-
legenheit sehen mußte, — das ertrag die gnädige Frau nicht.
Und dann nahmen sie ihren Wohnsitz in einem kleinen Hefse
der Provinz.
Dort gab die Frau Kanzleiräthin den Ton an, dort wußte man
ihre gesellschaftlichen Fähigkeiten zu würdigen, dort süßte sie sich
wohl.

G n b e

